

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 1.

Freitag, den 2. Januar.

1925.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

(16. Fortsetzung.)

„Ehrlich gesagt, nicht gern. Die Sache ist noch zu neu, die Wunde, um mich poetisch auszudrücken, brennt noch.“

„Dann lasse es jedenfalls.“

„Danke — ja! Wir können ja später einmal darauf zurückkommen, wenn deine kameradschaftliche Teilnahme dann noch vorherrscht.“

„Sprich doch nicht in so ironischem Ton davon. Ich versichere dich, daß bei mir mit einer guten, redlichen Kameradschaft schon mancherlei anzufangen ist.“

„Bestreite ich durchaus nicht. Mir fällt nur der Spruch ein: „Wer ohne Freund ist, wandelt einsam über die Erde!“

„Du hast mich mißverstanden — ich sagte dir, viele Leute nennen sich meine Freunde, die es nach meiner Auffassung nicht sind. Das schließt nicht aus, daß ich nicht doch einen Freund, einen wirklichen, hätte — allerdings nur den einen!“

„Darf man wissen, wer dieser Glückliche ist?“

„Du kennst ihn.“ Lydia langte hinter sich, wo auf einem Pfeilertischchen Photographien in Rahmen standen, und reichte ihrem Gast eines dieser Bilder herüber.

„Das ist ja Peter — Peter Burkhardt! Er also!“

„Nimmst dich das Wunder?“

„Nein — eigentlich nicht. Ich habe Peter ziemlich lange nicht gesehen, aber ich halte sehr viel von ihm. Er ist es wert, seiner Mutter Sohn zu sein, und vice versa! Findest du nicht auch, daß er auf diesem Bilde Tante Olga besonders ähnlich sieht?“

„Nicht unbedingt. Der Ausdruck um den Mund ist ein anderer. Auch hier zwischen den Augen — sieh einmal genau zu! — ist viel mehr Energie abgelagert, als bei Tante Olga. Es ist ein ganz eigenes Gepräge in diesem Männerkopf. Möglich, daß ich Partei bin, da ich Peter so unendlichen Dank schulde.“

„Seiner Mutter wohl noch mehr!“

„Sehr energig schüttelte Lydia den Kopf.“

„Sie hat mich gütig bei sich aufgenommen, aber meiner Eigenart hat sie keine Rechnung getragen. Außerdem — ich möchte nicht, daß du mich mißverstehst, aber Tante Olgas Güte, ihre Vollkommenheit, Selbstlosigkeit bedrückte mich, ich konnte kein Herz zu ihr fassen. Wäre es nach ihr gegangen, ich hätte jahrelang in Wittenberge gesessen, von Fräulein Rodewald unterrichtet, ein Idyll lebend, das Tausenden sicher eine Wohltat, mir aber eine Fessel war. Peter gab meinem Leben die Richtung, er hat auf den ersten Blick erkannt, wonach meine Seele hungerte und dürstete — ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre ohne seine Fürsprache.“

„Sehr aufmerksam hatte Eugen zugehört — er steckte das Bild nicht aus der Hand.“

„Man muß sich in dieses Gesicht vertiefen“, sagte er nach einer kleinen Weile, die Augen immer noch auf dem Bilde. „Ich freue mich, Peter zum Mai wiederzusehen. Du weißt wohl nicht, daß ich ein Altarbild für die Wittenberger Kirche male und es selbst gegen Ende des Mai — es kann auch Anfang Juni werden!

— an Ort und Stelle bringen werde? Es bleibt mir noch ein gutes Stück Arbeit daran zu tun?“

„Was ist es für ein Altarbild?“

„Ein Christus am Kreuz. Ich hatte ganz freie Hand dabei, denn natürlich ist es ein Geschenk von mir, für die Wittenberger Kirche sowohl als auch für Tante Olga. Ich hätte vielleicht eine andere Auffassung vorgezogen, bei der ich meine Kunst, Farbenkontraste, Lichtwirkungen und derartiges besser hätte zeigen können. Allein mir kamen doch Bedenken. Kurz zuvor, ehe ich meine große Studienreise antrat, hatte ich hier in München ein Altarbild eines sehr begabten Kollegen gesehen; er hatte einen toten Christus gemalt, der durch eine blühende Frühlingslandschaft getragen wird. Ein an sich sehr gutes Bild — die Kritik rühmte mit Recht die Durchsichtigkeit der Luft, die Zartheit der Baumbüthe, die gut abgetönte Farbenwirkung der roten und blauen Mäntel, welche die Träger umhüllten. Ich sollte aber meinen, bei einem Altarbild handle es sich doch in erster Linie darum, daß es im Beschauer, zumal im naive ländlichen Beschauer, Stimmung und Andacht auslösen solle. Wo aber sollte die herkommen angesichts eines toten Christus, dessen Antlitz bereits die Farbe der Verwesung trägt, dessen Augen geschlossen sind, der überdies von den Figuren und Köpfen der Träger so bedeutend überragt wird, daß die in der Kirche Sitzenden kaum einen Augenpunkt für ihn gewinnen können. Was soll ihnen ein solcher Christus sagen? Wer in der Kirche Trost, Andacht und Erbauung sucht, dem können virtuos gemalte Mäntel, gute Perspektive und feine Lusteffekte nichts geben — auch ein leichenfarbener Christuskopf nicht, der lediglich ein zum Tode Erschöpftsein ausdrückt. Zum Tode erschöpft ist auch mein Christus — man darf natürlich nicht das vorangegangene Moment der Kreuztragung, der Geißelung vergessen —, die Augen aber sprechen noch, und neben dem tiefen Erarmen, das der Anblick solchen Leidens in dem Beschauer auslöst, spricht auch aus diesen Augen ein tiefes Erbarmen für die ganze Menschheit — soll wenigstens sprechen, wenn mir meine Absicht gelingt.“

„Nun hatte wiederum Lydia sehr konzentriert zugehört. Mehrmals hatte sie bestätigend genickt. „Ich verstehe dich durchaus und kann deine Ansichten vollkommen teilen. Was ist aus dem Altargemälde, das du mir schildertest, geworden?“

„Soviel ich weiß, hat die Gemeinde der kleinen Stadt, für die es bestimmt war, es zurückgewiesen, da es sich nicht um gute Maltechnik, sondern vorwiegend um Seelenerhebung handle. Was weiter mit dem wirklich sehr tüchtigen Bilde geworden ist, weiß ich nicht. Jedenfalls: ich habe daran gelernt — wie man denn an eigenen und fremden Irrtümern bekanntlich immer am meisten profitiert.“

„Ganz deiner Meinung. Auch in meiner Kunst sind solche Irrtümer die Quelle allen Fortschritts. Ich bin begierig, was du zu meiner Ophelia sagen wirst.“

„Liebe Lydia, ich bin gar nicht kompetent.“

„Das ist in meinen Augen niemand, nicht einmal der geistreichste, gefürchtetste Kritiker! Aber du wirst mir doch erlauben, einiges Gewicht auf dein Urteil zu legen. Willst du schon gehen?“

„Schon? Ich dachte, ich hätte deine Kameradschafts- und Freundschaft durch mein langes Bleiben bereits auf eine harte Probe gestellt!“

Lachend schüttelten sie einander die Hände, und dann verließ Eugen Förster das „Haus der Mitmenschen“.

IX.

Ein ausverkauftes Theater, eine stürmisch Beifall spendende Menge — für viele unter ihr eine willkommene Sensation — für viele ein wirklich großer, nachhaltiger Eindruck.

Zu den letzteren gehört Eugen Förster. Hat ihm die Ophelia vor drei Tagen schon einen hohen künstlerischen Genuß verschafft — heute, jetzt, vor dem Gretchen seiner Freundin Lydia Ewert, steht er wie vor einer Offenbarung. Er liebt den Goetheschen „Faust“, er hält ihn hoch wie ein nationales Heiligtum, er hat in großen Städten nie veräußert, ihn zu sehen, er hat tönende Namen die Hauptrollen darstellen gesehen — ein Gretchen wie dieses ist ihm bisher noch nie begegnet. So ganz schlicht, so ganz ohne Pose, nicht auf die Bühne gestellt — aus dem Leben genommen ein holdes, liebes Bürgerkind, das unter der Wucht eines tragischen und ach! so oft sich wiederholenden Schicksals zusammenbricht — neu, ganz neu, wie ein herrliches Wunder ist ihm diese Tragödie, die er fast auswendig weiß, heute erschienen.

Er möchte Lydia heute noch sprechen — er muß! Was tut es, daß die Mitternacht nahe ist! Was kann ihr, jung, elastisch, wie sie ist, eine durchwachte Nacht tun! Wie er aus dem Theater tritt und diese weiche, ahnungsvolle Vorfrühlingsluft ihn lind und lau umfängt und er wiederum den leisen Beischenduft zu verspüren meint — wie er zum dunklen Himmel aufschaut, der sich gleichsam verstohlen mit flimmernden Goldglittern rückt, da weitet sich ihm die Brust. Schön — dankenswert ist das Leben! Schön — dankenswert ist die Kunst! Und er fühlt, er weiß zugleich: das Allerschönste in seinem Leben wird ihm noch erst kommen.

Es ist weit bis hinaus nach Schwabing, bis zum „Haus der Mitmenschen“. Dennoch geht er den ganzen Weg zu Fuß. Es klingt und schwingt so vieles in ihm, er nimmt es mit auf seine Wanderschaft, wie einen willkommenen Begleiter.

Wie er an das Haus kommt, ist da und dort noch ein Fenster hell — das schaut wie ein waches Auge in die Frühlingsnacht hinein. Der Portier ist noch wach — er soll niemand zu Fräulein Ewert hineinlassen, sie nimmt keinen Besuch an, wenn sie gespielt hat. Inbess — Herr Förster ist gewiß eine Ausnahme; Herr Förster ist ein Gründer des Hauses, ein Jugendfreund, ein großer Künstler — wenn er die Verantwortung auf sich nehmen will — —

Ja, das will er!

Und Sophie, die gute, das Inventarstück aus Wittenberge, scheint ebenso zu denken. „Der Herr Eugen Förster! Ja, ich mein' immer, wir können es wagen! Sie ist noch auf. Sie kommt nicht so bald zur Ruhe, wenn sie aufgetreten ist. Gehen Sie immer herein, Herr Förster, ich besorge Ihnen noch was zum Abendbrot!“

Wie es ihm heimlich und gemüthlich klingt, dies: „Ich besorge Ihnen was zum Abendbrot!“ In Süddeutschland sagt man: „Ich richte Ihnen das Nachtmahl her!“ Aber der Ostpreuße „besorgt Abendbrot“. Und er ist Ostpreuße, trotz Weltreisen und Welttrüben.

Eine weiße Gestalt in Seide und Spitzen gleitet in das schöne Gemach. Das elektrische Licht bricht durch goldfarbene Seide, das gibt einen köstlichen warmen Schimmer.

„Ich möchte um Verzeihung bitten, Lydia, aber ich tue es nicht. So wie wir zumeist ist, kann ich das nicht. Laß dir danken für diesen Abend! Du lehrst an Wunder glauben!“

(Fortsetzung folgt.)

Gedenktage im Januar.

- 1.: 1525: Treffen bei Rempfen (Bauernkrieg). — 1655: Christian Thomaeus in Leipzig geb. — 1860: Der erste Abreisende wird in Deutschland in Benutzung angenommen. Der Erfinder war Sommer-Günther in Heidelberg. — 1900: Das Bäuerliche Gesetzbuch tritt in Kraft.
- 2.: 1905: General Stöckel übergibt Port Arthur an die Japaner.
- 3.: 1865: Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten.
- 4.: 1785: Jakob Grimm in Hanau geb.
- 6.: 1885: Der Volksschrift und Naturforscher Peter Christian Asbjörnsen in Christiania †.
- 7.: 1325: Königin Diniz von Portugal †. — 1845: Paul Deussen in Kiel geb.
- 8.: 1825: Henry Giffard, der Erbauer des ersten erfolgreich aufgestellten, durch Dampfmaschine bewegten Luftschiffes, in Paris geb.
- 9.: 1875: Gründung der „Deutschen Seewarte“ in Hamburg. — 1875: Genehmigung der Herausgabe der Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters, die unter dem Titel „Monumenta Germaniae Historica“ erschienen sind, durch den Deutschen Bundesrat. — 1905: Louise Michel †.
- 10.: 1920: Offizielle Beendigung des Weltkrieges.
- 12.: 1625: Der Maler Jan Brughel d. Ä. in Antwerpen †.
- 14.: 1845: Junge Berliner Physiker, unter ihnen Werner Siemens, gründen die „Physikalische Gesellschaft“, die heutige „Deutsche Physikalische Gesellschaft“. — 1850: Julien Claud (Pierre Loti) in Rochefort geb. — 1905: Dr. Ernst Abbe †.
- 18.: 1830: Hans von Bülow in Dresden geb. — 1910: Brand des Parlamentsgebäudes in Konstantinopel.
- 19.: 1865: Pierre Joseph Broudhon †.
- 20.: 1850: Adam Gottlob Ohlenhäger †. — 1855: Richard Georg Spiller von Hauenchild (Max Balbau) auf seinem Gut Utscheid in Schlesien †. — 1865: Das „Polytechnikum“ in Karlsruhe wird zur „Technischen Hochschule“ erhoben. — 1885: Einnahme von Chartum durch den Mahdi. — 1900: John Ruskin in Compton †.
- 21.: 1875: Der Philosoph Friedrich (Albert) Lange †.
- 22.: 1905: Das Petersburger Blutbad (Garon).
- 23.: 1840: Ernst Abbe in Eisenach geb. — 1915: Friedrich Bredt in Nordirland geb. gefallen.
- 24.: 1825: Der Weltreisende John Macgregor geb. — 1915: Seegefecht in der Nordsee (bei Helgoland). Unterraum des „Blücher“.
- 26.: 1855: Gérard de Nerville †. — 1885: General Charles Gordon in Chartum ermordet (Mahdiaufstand).
- 27.: 1775: Schelling in Leonberg (Württemberg) geb.
- 29.: 1700: Daniel Bernoulli in Groningen (Niederlande) geb.
- 30.: 1895: Hermann Gruson, der Schöpfer des Gruson-Werkes, in Magdeburg †.
- 31.: 1895: Das Dreiklassenwahlrecht in die preussische Verfassung aufgenommen. — 1865: Hugh Falconer (Paläontologe) †.

Das Wunder des Lebens.

Eine Winterbetrachtung von Dr. Hans Friedrich.

Wenn wir den eigentlichen Reiz des Lebens mit dem Winter kennen lernen wollen, dürfen wir ihn nicht in unseren Breiten zu finden erwarten. Um die läche Ausdauer, den unerlöschlichen Mut der Scheinbar oft so bittärlia erscheinenden Pflanzen voll zu würdigen, müssen wir sie in der besten Gegend unserer Erde, in der Polarzone aufsuchen. Dann wird sich uns ein kühles, aber bewundernswertes Heldentum offenbaren, und wir werden vielleicht auch unsere Pflanzen mit anderen Augen betrachten, werden ihnen innerlich ein aanaes Stück näher gekommen sein.

Die Forschungen der Polarreisenden haben eraeben, daß im Gegensatz zum Süden mindestens im hohen Norden unseres Planeten die Flora keineswegs so arten- und individuenarm ist, wie man früher angenommen hatte. Wir besitzen sogar entzückte Schilderungen gewisser künstig gelesener Bläke, die den von langer Nacht und trostloser Ode ermüdeten Wanderern durch die Farbenpracht ihrer lichten Blüten laue in dankbarem Gedächtnis blieben: Die Verhältnisse solcher Orte sind bisweilen irrtümlicher Weise verallgemeinert worden. Später hat man dann gefunden, daß es in der Arktis viele de und dürftige Stellen gibt, daß aber von allem Pflanzenwuchs entblöhte verhältnismäßig selten sind.

Wenn man einmal die Bedeutung des Lichtes für die Pflanze voll begriffen hat, so muß man Mitleid empfinden, wenn man sich die lange Nacht vorstellt, von der die Flora des Nordens in Bann gehalten wird. Sie währt zum Beispiel an der Nordküste Spitzbergens ununterbrochen mehrere Monate

des Jahres. Da die Sonne vollkommen unter dem Horizont steht, ist die Finsternis sogar über dem Meere so groß, daß man sich selbst zur Mittagszeit ohne künstliches Licht nicht ausreicht finden kann.

Der langen Finsternis folgt allerdings der lange Tag. Ihn muß die Pflanze ausnützen, denn nur mit diesem Bundesgenossen kann sie dem Winter trotzen. Wie sie das tut, mögen ein paar Zahlen offenbaren, die vor allem schwedischen Forschungen entstammen. So ist zum Beispiel die Zeit zwischen der Blüte und dem Laubausbruch der Elve in Lappland volle 32 Tage kürzer als in den südlichen Teilen Schwedens. Dort vergehen zwischen der Blüte und der völligen Entwicklung des Laubes 45 Tage, in Lappland indessen nur 13. Dagegen ist die Zeit zwischen Blüte und Fruchtreife oft auch schon die eigentliche Blüteperiode, im Norden meist länger. So braucht die Erdbeere im südlichsten Schweden bis zur Reife 35, in Lappland 36 Tage die Johannisbeere 64 bezw. 69.

Man hat lange die Erklärung abgelehnt, daß die Pflanze für die Zeit der Blüte aus dem ununterbrochenen Tage Nutzen zieht. Zweifellos ist es aber der Fall, denn Verluste haben einwandfrei gezeigt, daß Licht die Lebensintensität aller ihrer Organe steigert. Man hat Stücke derselben Art Tag und Nacht beleuchtet, andere zwölf Stunden verdunkelt. Die letzteren erwiesen sich in Länge und Gewicht bedeutend schwächer.

Dieser Einfluß des Lichtes mindert sich nach dem Abfließen. Jetzt muß die Bealeiterin des Lichtes, die Wärme, hinzutreten. So ist es ganz erklärlich, daß die Pflanzen zur Fruchtreife mehr Zeit brauchen, da die Wärme trotz des langen Tages geringer ist als im Süden. So bildet die längere Blüteperiode einen Ausgleich für die längere Reifezeit.

Aber nicht genug mit dieser wichtigen Anpassung der Pflanze an das nördliche Klima! Der Kampf mit dem immer drohenden Winter erfordert noch ganz andere Maßnahmen. Aber sie haben uns vor allem die Lapplandforscher Kihlman und F. K. Kjellman der Botaniker der berühmten Vega-Expedition Nordenskiöld's Kunde gegeben.

Diese Maßnahmen sind nicht so äußerlicher Art, wie man früher geglaubt hatte. Als nämlich noch keine Untersuchungen vorlagen, nahm man zum Beispiel an, im hohen Norden fände ein Überwiegen der unterirdischen Pflanzenteile gegenüber den oberirdischen statt. Dieser Grund erwies sich als nicht haltbar. Die Bodenschicht ist oft sehr schmal. Bald beginnt am Grunde wieder eine feste Eisplatte, die jedes Durchdringen der Wurzel ausschließt. Welter ist auch die Schneeansammlung im Winter nicht so bedeutend wie man erwartet hatte, daß sie viel Schutz bieten könnte. Die häufigsten, sehr heftigen Stürme legen weite Strecken oft völlig kahl, so daß die Pflanzen dann der Kälte ohne äußere Decke preisgegeben sind.

Knospenwachstum der überwinternden Teile ist wohl vorhanden, aber nicht stärker ausgeprägt als im Süden. Auch die Behaarung ist nicht reichlicher und allgemeiner. Als Kälteschutz betrachtet Kihlman nur noch die zuweilen sehr dichte Bekleidung von verwelktem Laub und Blattresten, die sich um die überwinternden Stammteile legt. Viele Pflanzen enthalten jedoch auch dieses Schutzes, zum Beispiel das Kiefernholz, das durch die Schilderung Kjellmans in Nordenskiöld's Werk so berühmt geworden ist. Diese Schilderung führt uns einen der allzulebendigen Siege der Pflanze im Kampfe mit dem Winter vor Augen. Darum sei sie im folgenden wörtlich mitgeteilt:

„Es gibt wenige Stellen auf der Erde, die ein so strenges Klima besitzen wie die Stelle, an der die Vega-Expedition überwinterte. Die Kälte war sehr anhaltend und ging auf mehr als -45 Grad Celsius herab. Das fröhlische Exemplar wuchs auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Sandhügels bei Vitilek, dem beständigen scharfen Nord- und Nordostwind ausgelegt. Es hatte seine Blüte im Sommer 1878 bezaunt, sie aber, als der Winter kam und der Entwicklung ein Ende bereite, noch lange nicht abgeschlossen. Das Blütenstielchen enthielt daher Blütenknospen in verschiedenen Entwicklungsstadien, neuerdings geöffnete Blüten, verblühte Blüten und mehr oder weniger reife Früchte. Von den Kelchblättern fanden sich nur unbedeutende, zusammengekrümmte Reste, aber die oberen Stengelblätter waren frisch und lebenskräftig. In diesem Zustande wurde die Pflanze vom Winter betroffen und seiner ganzen Strenge ausgesetzt. Man möchte wohl glauben, daß sie vernichtet werden mußte, und daß besonders die jungen, in der Entwicklung begriffenen Blüthenstiele vom Froste zerstört und außerhand gekehrt wurden, sich weiter zu entwickeln. Dies war aber nicht der Fall. Als der Sommer 1879 begann, zeigte die Pflanze ihre Ausbildung von da an fort, wo sie zu Anfang des Winters unterbrochen worden war. Die Blütenknospen schlugen aus, und aus den Blattachsen der oberen frischen Stengelblätter schossen nun frische Blütenknospen hervor.“

Diese Schilderung, die auch durch neuere Forschungen nichts von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung verloren hat, enthält uns mit wenigen Strichen das Wunder des Lebens mitten in tödlicher Winterkälte. Trotz der Kälte es sich wieder zum Lichte empor. Die Pflanzen aber sind keine überausgeduldeten Verführerinnen.

Das Experiment mit den Pelzmänteln.

Humoreske von Karl Kr. Kimrod.

Professor Balduin Glottschneider, Geheimrat und Doktor beider Rechte, war als Kriminalpsychologe eine Korporation. Kein Wunder, daß das Ministerium sich diesen Mann sicherte und ihn mit der ehrenvollen Aufgabe betraute, anderthalb Duzend gut bewertete junge Staatsanwälte, Messoren und Referendare, die hilsweise bei Staatsanwaltschaften beschäftigt wurden, zwei Stunden täglich mit dem Ol der Kriminalpsychologie zu betrauen.

Glottschneider, der an diesem Morgen sehr gut gekleidet hatte und sich insofern in glänzender Laune befand, kletterte die breite Granittreppe hinan, die zum zweiten Stockwerk des Ministerialgebäudes führte. Dort in einem der zahlreichen Sitzungssäle fanden die täglichen Vorlesungen statt. An den Kleiderbaken auf dem dümmigen Korridor hingen schon die Mäntel und Hüte der Hörer. Man wartete also bereits auf ihn. Glottschneider blieb einen Augenblick stehen und überdachte, während er mit einem umfangreichen Taschentuch die besaute Brillengläser reinigte, noch einmal sein heutiges Vorlesungsthema: Gaunerfreudigkeit und Kriminalistenvorsicht. Ein gutes Thema! Und ein sehr notwendiges — denn selbst die gerissensten Kriminalisten werden häufig von noch gerisseneren Gaunern dupiert.

Der Geheimrat wollte, nachdem er die Säuberungsaktion bei seiner Brille erfolgreich beendet und das Gerät wieder zweckmäßig auf dem Nasenrücken und hinter den Ohren verstaute, eben nach der Türschwelle greifen, um seine Hörschar nicht länger warten zu lassen, als sein künstlich gekleidetes Auge auf zwei offenbar sehr kostbaren Pelzmänteln hängen blieb, die aus der an der Wand hängenden Mantelschar hervorleuchteten wie knallroter Mohr aus einem armen Kleeblatt. In diesem Augenblick erblickte ein genialer Gedanke im Hirn des berühmten Kriminalpsychologen das Licht der geheimräthlichen Gedankenwelt. In der Tat — hier bot sich die Gelegenheit, die unbedingte Notwendigkeit kriminalistischer Vorsicht durch ein Exemplar eklatant darzutun.

Karl nahm Glottschneider — seine Hände zitterten ein wenig dabei — die beiden wertvollen Pelzmäntel vom Haken. Am Fenster stand ein Mann im blauen Amtsdress der Ministerialboten, Glottschneider winkte ihn herbei und legte ihm die Mäntel in die Arme. Der Mann machte zwar ein sehr erstauntes Gesicht, schwie aber und sah nur abwechselnd nach auf den Geheimrat, bald auf die Pelzmäntel.

„Diese Mäntel“, sagte Glottschneider gedäpft und eindringlich, „diese Mäntel bringen Sie sofort in mein Amtszimmer im Erdgeschoss, Nummer 8, gleich neben dem Zimmer des Portiers. Lassen Sie sich vom Portier den Schlüssel geben — hier ist ein Ausweis.“ Der Geheimrat schluckte ein paar Worte mit seinem Namen auf eine Visitenkarte und nach diese dem Mann im blauen Rock. Der nickte, kante ein paar mal „Danke!“ und verschwand in der Richtung nach unten. „Den Schlüssel neben Sie dem Portier zurück!“ rief ihm Glottschneider noch nach, dann trat er in den Hörsaal ein.

Sein Vortrag über „Gaunerfreudigkeit und Kriminalistenvorsicht“ fesselte die Hörschar ungemein, zumal der Geheimrat mit Duzenden von Beispielen aufzuwarten wußte. Als die Uhr elf zeigte, schloß er seine Vorlesung und entließ die Hörer mit einem leichten Nicken des Kopfes.

Glottschneider, der allein im Saal zurückblieb und angestrengt auf die Stimmen im Gang lauschte, brauchte nicht lange zu warten. Er vernahm ein paar leiseres Klischee und ein lautes Stimmendurcheinander.

Es war so weit. Er trat hinaus.

„Was abt's denn, meine Herren?“ fragte er mit dem ungeschuldigsten Gesicht von der Welt in den Trübel hinein.

„Verzeihung, Herr Geheimrat. Es ist kaum glaublich — man scheint mir und dem Kollegen Doktor Knapstuhl die Pelzmäntel gestohlen zu haben.“

Es war der Messor Sittenstift, der diese Worte hervorbrachte. Glottschneider heuchelte Erstaunen. „In der Tat — ungläublich! Aber fast ebenso ungläublich die Tatsache, meine Herren, daß Sie als immerhin gewiegte Kriminalisten auf einem sozulagen jedermann zugänglichen Korridor Pelzmäntel ablegen, deren Wert in die Tausende geht.“

„Allerdings!“ sagte einer der ältesten Kursteilnehmer, ein Staatsanwalt, der sich in Anwesenheit von Vorgesetzten gern ein wenig als Mentor der jüngeren Kollegen aufspielte.

Die beiden Mantellosen standen geknickt. Bläulich schrien sie auf. Der Geheimrat hatte laut gelacht. Und lachte noch.

„Meine Herren! Diesmal ging's noch gut. Ich selbst war es, der die Mäntel wegbringen ließ, um Ihnen ein Beispiel für die Notwendigkeit der Vorsicht auch im Kleinsten und Ihnen — er wandte sich an die beiden Gefährten — eine kleine Lektion zu erteilen. Die Mäntel sind in meinem Arbeitszimmer. Bitte, folgen Sie mir!“

Das war ein Hasso! Wenig hätte gefehlt und die Begleiterten hätten Glottschneider auf den Schultern hinaus ins Erdgeschoss getragen. Sittenstift und Knapstuhl, die beiden „Betroffenen“, alanzten über die Aussöhnung, daß der berühmte Gelehrte gerade ihre Mäntel zu Objekten seines Experimentes genommen, als hätte man ihnen das Gesicht mit flüssiger Butter gelächelt.

Im Erdgeschoss stand breit und behäbig vor seiner Pforte

der Vortier; er grüßte ehrerbietig. Der Geheimrat forderte sofort den Schlüssel zu seinem Arbeitszimmer.

Der Vortier teilte höflich aber entschieden mit, daß der fremde Mann, der den Schlüssel gegen Ausweis abgeholt habe, ihn noch nicht wiedergebracht habe.

Ein fremder Mann? Das war doch ein Amtsbote —!
Der Vortier beeilte sich, zu versichern, daß es kein Amtsbote gewesen sei. Er kenne die dreißigwanzig Boten des Ministeriums genau. Der Mann sei ihm vollkommen fremd gewesen. Wenn er nicht den Ausweis mit der eigenhändigen Unterschrift des Herrn Geheimrats vorgezeigt hätte.

Glottschneider war mit drei Schritten an seinem Zimmer und stieß die Tür auf. Pelzmäntel waren da weit und breit nicht zu sehen. Auch einige andere Dinge fehlten: die goldene Standuhr vom Schreibtisch, die silberne Aschenkase, die Bismarckliste vom Rauchtisch, die zierliche Schreibtischlampe.

Der Vortier, der mit den Herren dem Geheimrat gefolgt war, räusperte sich: Der fremde Mann verließ mit zwei großen Paketen das Haus. Ich glaube, es handle sich um eine Bejorgung für den Herrn Geheimrat. Der Ausweis...

Glottschneider wollte erst aufbrüllen, dann aber überlegte er sich's und ließ sich in den Schreibtisch fallen. Der Vortier zog die Tür von außen zu und die Herren gingen lebhaft diskutierend nach Hause. Zwei davon mit lauem Gesicht, dafür ohne Mantel.

Aber „Gaunertreue“ und „Kriminalistenportier“ bleibt der Geheimrat seinen Vortier mehr. Er gab aus Gesundheitsrücksichten dem Justizministerium den ehrenvollen Auftrag zurück und beschränkte sich auf seine akademische Lehrtätigkeit. Selbstverständlich erlebte er den beiden Opfern seines Experimentes den sehr beträchtlichen Schaden, obwohl ihn beide Herren brieflich und mündlich baten, davon abzusehen, wobei der Affessor Hühndorf als fundierter Jurist darauf hinwies, daß hier unbedingt ein Fall höherer Gewalt vorliege, für den niemand verantwortlich oder haftbar gemacht werden könne.

Der fremde Mann im blauen Rod der Amtsboten, der die Wahrheit des Wortes, daß selbst die aeriffensten Kriminalisten von noch gerisseneren Gaunern täuscht werden, so einbringlich bewiesen hatte, wird heute noch vergebens gesucht. Selbstverständlich auch das, was er mitnahm.

♀♀ Frauen-Zeitung ♀♀♀

Die Männer als Schlafmühen. Brauchen die Männer mehr Schlaf als die Frauen? Diese Frage, die eine Dame Lydia Dala in einem Londoner Blatt aufwirft, wird von ihr natürlich mit einem energhischen Ja beantwortet, und man muß ihren Beobachtungen immerhin eine gewisse Berechnung zugestehen. „Im Omnibus oder in der Straßenbahn zu schlafen, vielleicht sogar zu schnarchen, würde jede Frau für einen argen Verlust gegen die Sitte halten“, schreibt sie. „Sie schließt vielleicht die Augen und „döst“ ein klein bißchen, aber sie würde nie fest einschlafen. Der Anblick eines im tiefsten Schlummern befindlichen und nicht selten lärmenden Töne von sich gebenden Mannes ist aber in Straßenbahn und Eisenbahn ganz geläufig. Wer unterhält am familiärsten die Umstehenden mit allerlei lustigen und traurigen Geschichten, die man tags über erlebt? Die Frauen. Die Männer erzählen selten solche Sachen, denn sie sehen sie nicht, weil sie soviel schlafen. Wer will abends ausgehen und ist, wenn man sich bei einem Vergnügen befindet, unermüdet? Doch fast immer die Frauen. Sie wachen abends erst recht auf und gehen nicht gern zu Bett. Der Mann aber ist in der weitaus größten Zahl der Fälle die Schlafmühe, die abends zu Hause bleiben will und am liebsten „ins Nest“ kriecht, zum armen Krager seiner Frau, die noch gar nicht müde ist. Hat man schon jemals eine Frau in der Kirche schlafen gesehen? Das vernehmbare Gähnen, das schwere Schnarchen und Schnarchen, das bisweilen die Heiligkeit des Ortes stört, geht stets von männlichen Kirchenbesuchern aus. Man beobachtet das Gesellschaftsleben in einem Klub. Die Herren schlafen viel; es ist meistens ruhig und etwas langweilig. Wo Frauen beisammen sind, da herrscht quersüßbraues Leben, lustiges Geklapper und Gelächter, und der Gott des Schlafes flieht davon. Im Theater und im Kino ist es nicht ganz leicht, die Schlafertaststellen. Aber wenn im Zwischenakt oder beim Hellauswerden sich jemand so recht nach Herzenslust refest, heftig die Augen reißt und furchbar gähnt, dann ist es meist keine Frau, an der diese Anzeichen eines solchen gestörten Nickerchens zu bemerken sind.“

♀♀ Sammler-Ecke ♀♀♀

Die Briefmarkenernte 1924. Die diesjährige Ernte an neuen Briefmarken war nicht so reich wie in den vergangenen Inflationsjahren. Mit 1250 neuen Briefmarken steht sie um 600 hinter dem Rekordjahr 1923 zurück. Aber diese Abnahme der neuen Ausgaben von Postwertzeichen läßt auf eine Konsolidierung der politischen Verhältnisse schließen und ist daher ein günstiges Zeichen. Besonders reich war die älteste Ernte an Erinnerungsmarken, zu welcher Klasse nicht weniger als 201 der neuen Marken gehören. Die berühmtesten dieser Gedächtnismarken sind wohl die auf den

Tod Lenins. Auch andere politische Ereignisse spiegeln sich in ihnen wider, so die Gewinnuna Rumes durch Italien, die Absetzung des türkischen Sultans, dann die Einsetzung des Sultans Hussein als Kalifen. Die 300jährige Wiederkehr der Landung der hugenottischen und wallonischen Siedler in New York wurde durch reichschmückte Briefmarken gefeiert. Costa Rica brachte Erinnerungsmarken heraus zur Erinnerung an die Erwerbung der Provinz Nicoya vor 100 Jahren. Nicaragua zum Gedenken an die Gründung der Städte Leon und Granada durch die Spanier im 16. Jahrhundert. Auch Brasilien, Afghanistan und die kleinste Republik San Marino haben solche Gedächtnismarken veröffentlicht. San Marino feierte das Andenken Garibaldis, indem es auf einer Marke den denkwürdigen Augenblick darstellte, wie der italienische Befreier den Österreichern an der Grenze die Pässe raubstreckte. Die Hundertjahrfeiern dreier großer Dichter wurden durch Marken verewigt, nämlich der 100. Geburtstag von Byron, der 400. Geburtstag des französischen Dichters Ronsard und der 300. Geburtstag des araken portugiesischen Nationalpoeten Camoens. Sodann waren dem Sport einige Gedächtnismarken gewidmet. Eine Serie von drei verschiedenen Marken mit symbolischen Darstellungen wurde als Erinnerung an die Olympischen Spiele in Paris ausgeben, und die Fußballspieler von Uruguay auf der 8. Olympiade feierten diesen Triumph in einer eigenen Marke. Das Jubiläum des Weltpostvereins gab zu verschiedenen Neuschöpfungen Anlaß. Die bekannten Stephan-Marken bei uns finden ihre Parallele in Schweden, wo auf den Erinnerungsmarken die Gegenstände zwischen alter und moderner Postbeförderung dargestellt wurden, und in der Schweiz, die eine Erinnerungsmarke mit dem alten Rathaus in Bern, der Begründungstätte des Vereins, ausgab. Auch Salvador brachte aus diesem Anlaß eine Marke mit Überdruck heraus. Sodann sind die Gedächtnismarken der Britischen Reichsausstellung von Wembley zu erwähnen, die in 10 Millionen Stück verbreitet wurden. Im ganzen sind im Britischen Reich 217 neue Marken herausgekommen, während 1923 397 und 1922 gar 513 Neuschöpfungen zu verzeichnen waren. Besonders zahlreich sind die neuen Luftpostmarken, von denen 58 von Deutschland, Österreich, Dänzig, Estland, Litauen, Rußland, Ungarn, Syrien, der Schweiz und Uruguay ausgeben wurden. 46 Wohltätigkeitsmarken dienten den verschiedensten gemeinnützigen Stiftungen dem Kinderschutz, dem Roten Kreuz der Sorae für Kriegswunden und Kriesswaisen usw. Der künstlerische Wert dieser neuen Briefmarken ist im Durchschnitt höher als in früheren Jahren. Hervorragend schön sind a. B. die neuen Marken für die spanischen Kolonien, für die der spanische Künstler Baquer die Entwürfe gemacht hat; die Zeichnung für die neue Serie von Belgisch-Kongo stammt von Emile Floors. Die neuen Marken von Libien zeigen arake Kunstwerke, darunter die libische Sibolle aus den Fresken Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle.

♀♀ Technik u. Wirtschaft ♀♀♀

Die Geschwindigkeit des Schalles. Schon vor über zweieinhalf Jahrhunderten stellte der Minoritenpater Merienne aus der Zeit, die zwischen dem Ausblühen eines Geschlechtes und der Wahrnehmung des Analles verstreicht, die Schallgeschwindigkeit fest. Die von ihm bestimmte Zahl ergab nach der Umrechnung auf eine Sekunde den Betrag von 428 Meter. Spätere Untersuchungen nach dem gleichen Verfahren ergaben wesentlich abweichende Geschwindigkeitszahlen. So bestimmte die Academia del Cimento 1660 die Schallgeschwindigkeit zu 355 Meter. Flamstead und Halley fanden im Jahre 1708 die Zahl 306. Rastner und S. T. Mayer kamen 1778 auf 310 Meter. Die Ursache dieser recht verschiedenen Ergebnisse liegt in der ungenauen Zeitbestimmung, die hauptsächlich wohl durch die Unsicherheit mit der die menschlichen Sinne Licht- und Schalleindrücke aufnehmen, bedingt war. Eine bedeutend bessere Zahl ermittelten im Jahre 1738 die drei Pariser Akademiker Cassini, Maraldi und Lacaille. Um vor allem auch die Einflüsse der Witterung möglichst ausschalten, beobachteten sie von vier verschiedenen Punkten aus das Abfeuern des Schusses und bestimmten mit genauen Uhren die zwischen Kanonenblitz und Schallantunft verfloßene Zeit. Bei einer Temperatur von 0 Grad erhielten sie in ruhiger, trockener Luft eine Schallgeschwindigkeit von 337 Meter. Die nächste wichtige Messung, die einen bedeutenden Fortschritt ergab, wurde 54 Jahre später von A. v. Humboldt, Gaspard Arago und Brongniart vorgenommen. Sie arbeiteten zwischen den beiden Orten Monthlön und Billefjuit nahe Paris und benutzten beide Plätze gleichzeitig als Ausgans- und Empfangsstation, indem sie sowohl hier als dort eine Kanone abfeuern ließen. Ferner zogen sie Temperatur, Luftfeuchtigkeit und Luftdruck in Rechnung und ermittelten für 0 Grad und trockene Luft den Wert: 330,05 Meter. Von neueren Untersuchungen sei hier noch die Resonanzmethode erwähnt, die die Wasserrohre von Paris benutzte. Erzeugung und Ankunft des Schalles telegraphisch festzulegen und die Zahl 330,7 ergab. All diese Untersuchungen werden von Zahn Rühlberg-Dork an der Hand von Bildern im „Kosmos“ erläutert. In den Lehrbüchern der Physik findet man meistens den Wert 332 oder auch 333 Meter, der für alle in Frage kommenden Rechnungen allgemeinerer Art durchaus genügt.